

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse  
**Band:** 27 (1947)  
**Heft:** 4

**Buchbesprechung:** Einzelbesprechungen = Comptes rendus

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 05.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Einzelbesprechungen — Comptes rendus

F. BEYERLE, *Die Gesetze der Langobarden*. Mit einem Glossar von Ingeborg Schröbler. Weimar 1947. 508 S.

In dem vorliegenden Bande macht Franz Beyerle die Gesetze der Langobarden für den akademischen Gebrauch zugänglich, da wohl auf längere Zeit hinaus eine bequeme Quartausgabe der *Monumenta Germaniae Historica* nicht zu erwarten ist. Inhaltlich hält sich die neue Ausgabe streng an die eigentliche langobardische Gesetzgebungsliteratur bis zum Übergange des Königreiches an die Franken. Sie bietet also das gesamte Edikt, so die Gesetze Rotharis, Grimwalds, Liutprands, Ratchis und Aistulfs, wie des auch nach 774 noch selbständig gebliebenen Fürstentums von Benevent. Die als Rechtsdokumente formal außerhalb des Ediktes stehenden Verordnungen Grimwalds oder Liutprands über die Löhne der Bauarbeiter, die *Notitia de actoribus regis* vom Jahre 733 und Ratchis Breve vom Jahre 745 sind an der ihnen zeitlich zukommenden Stelle eingereiht.

Die Textgestaltung stützt sich im ganzen auf Friedrich Bluhmes, nach dessen eigener Ausgabe für die *Monumenta Germaniae Historica* (MG. LL. IV) besorgten, Schulausgabe vom Jahre 1869, benützt aber darüber hinaus noch die seither durch den Druck zugänglich gemachten Handschriftenfragmente von Zürich und St. Gallen. Allerdings verzichtet Beyerle in den meisten Fällen auf die Wiedergabe von Textvarianten und der zum vorneherein nicht in allen Handschriften überlieferten Rubriken. Als wesentliches Hilfsmittel für den Seminargebrauch ist die synoptisch gedruckte Übersetzung gedacht. Sie genügt diesem vorbereitenden Zwecke gut, auch wenn da und dort, wie es bei derartigen Übertragungen immer wieder der Fall sein wird, andere Meinungen zur Geltung gelangen könnten. Die Übersetzung ist um der Einfachheit und des besseren Verständnisses willen bisweilen zu frei, um noch einen Eindruck der vulgärlateinischen Gesetzesprache zu bieten.

Eine knappe Einleitung widmet der Verfasser den Problemen, welche das Edikt stellt, ohne indes dem Lernenden zu weit vorzugreifen. Er gibt kurze Hinweise auf die Entstehung der Gesetze, ihren Inhalt und die Beeinflussung durch fremdes Recht. Wertvoll sind dann insbesondere die sachlich geordnete Inhaltsübersicht, welche zur Rechtssystematik anregt, und das langobardisch-deutsche Glossar mit Wort- und Sacherklärung und Vermerk der hier einschlägigen sprachgeschichtlichen Studien von Bruckner

und Baedeker. Ein Glossar der vulgärlateinischen Rechtssprache fehlt leider.

Da das Langobardenrecht im südlichen Teile der Schweiz Gültigkeit erlangt hat, sollte Beyerles Ausgabe bei uns über ihren Lehrzweck hinaus Beachtung und Benützung finden und zu frühmittelalterlichen Studien Anlaß geben. Ein leichterer Weg, als ihn Bearbeitung und Übersetzung in der vorliegenden Gestalt bereiten, läßt sich nicht denken.

Frauenfeld.

Elisabeth Meyer-Marthaler.

F. M. STENTON, *Anglo-Saxon England*. (The Oxford History of England.)  
Oxford 1947, Clarendon Press. 747 S.

Im Jahre 1910 erhielt die Schweiz von Paul E. Martin ihre Geschichte in der Zeit der Merowinger, also unmittelbar nach der Grundlegung aller heutigen Verhältnisse durch die Völkerwanderung. Es ist eine in der Hauptsache aus den Schriftquellen geschöpfte Geschichte in erster Linie der politischen Verhältnisse und als solche bis zum heutigen Tage maßgebend. Die Ergänzung dazu aus der Archäologie, die gerade in den letzten vier Jahrzehnten so wesentliche neue Erkenntnisse gebracht hat, und damit das Bild der kulturellen Entwicklung im weitesten Sinne fehlt uns für die Merowingerzeit noch. Für die Karolingerzeit und die Kaiserzeit bis kurz vor der Entstehung der Eidgenossenschaft ist überhaupt keine größere, geschweige denn eine umfassende Darstellung vorhanden. Das Interesse der Forschung hat sich mit Macht der Zeit der Eidgenossenschaft und vor allem ihrer Frühzeit zugewandt; alles was vorher war, wird nun als Einleitung behandelt. Davon kann ein Blick in jede Schweizergeschichte überzeugen, da diese zusammenfassenden Darstellungen unwillkürlich den Stand der Forschung widerspiegeln. Den Tatsachen der historischen Entwicklung wird diese Lage wenig gerecht.

Diese Dinge werden einem unwillkürlich klar, wenn man den neuesten Band der großen «Oxford History of England» durchgeht, der dem angelsächsischen England gewidmet ist, der Zeit von der Völkerwanderung bis zur normannischen Eroberung 1066. Es ist eine zusammenfassende, aber auch eine umfassende Geschichte der «dunklen Zeit» in Englands Geschichte, wie sie Stenton selber nennt. Wie in allen Bänden der Sammlung ist der wissenschaftliche Apparat nur zurückhaltend verwendet, dagegen eine ausführliche würdigende Biographie beigegeben. Die Illustrierung beschränkt sich auf einige Kartenskizzen von wenig anschaulicher Technik. Ein Namen- und Sachregister ist beigelegt. Der Inhalt gibt ein umfassendes Bild der politischen und rechtlichen Entwicklung, spricht eingehend von der kirchlichen Lage und von den literarischen Leistungen, läßt jedoch die Kunst beiseite. Die starke Betonung der rechtlichen und der kirchlichen Fragen entspricht durchaus dem Gang der englischen historischen Forschung. Die

Darstellung ist klar und gegenständlich. Sie ergeht sich nicht in allgemeinen Betrachtungen, sondern arbeitet mit einer Unmenge von Tatsachen. Die häufig schwierigen und umstrittenen Dinge werden sorgfältig von allen Seiten beleuchtet und schließlich wohl abgewogen beurteilt. So bildet das Werk ein klares und zuverlässiges Handbuch, das in vorzüglicher Weise in die angelsächsische Geschichte Englands einführt.

In der englischen historischen Forschung nimmt die Wirtschaftsgeschichte einen wesentlichen Platz ein. Stenton spricht deshalb eingehend von den Agrarverhältnissen, den Finanzen und Steuern, auch vom Handel und den Städten. Was über den Handel gesagt werden kann, zeigt ausgesprochen das Bild einer «dunklen Zeit». Man ist auch in England darauf angewiesen, aus einigen zufällig erhaltenen Nachrichten eine Vorstellung herauszuschälen, die natürlich nur mit einer geringen Sicherheit den Anspruch erheben kann, der einstigen Wirklichkeit gerecht zu werden. Wertvolle Hülfe hat auch hiezu die Archäologie geleistet. Zweifellos wird hier noch weiter zu kommen sein, vor allem wenn auch die archäologischen Tatsachen des Festlandes entsprechend herangezogen werden. Für die Erkenntnis des Städtewesens sind die vorhandenen schriftlichen Quellen im allgemeinen so dürftig wie bei uns. England hat jedoch den unschätzbaren Vorzug in dem berühmten «Domesday Book», einem umfassenden Gesamturbar des normannischen Königreichs, eine Bestandesaufnahme der hauptsächlichen Städte in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu besitzen. Nicht einmal unsere großen Urbarien des 13. und 14. Jahrhunderts geben uns selbst für Einzelstädte so genaue Angaben, wie man sie hier für diese frühe Zeit erhält. Angesichts der großen Einwohnerzahlen für York, Lincoln und Norwich, die hier überliefert sind, erscheint mir die Betonung des Vorrangs Londons zu stark ausgefallen zu sein. Günstige Quellen, die eben nur für London vorhanden sind, verführen dazu einen Zustand anzunehmen, der in dieser Ausgeprägtheit sicher nicht vorhanden war. Durchaus zuzustimmen ist dagegen Stenton bei der entschiedenen Stellungnahme für die Ansicht jener Forscher, die ein ernst zu nehmendes Städtewesen in angelsächsischer Zeit anerkennen. Man hat das von festländischen Tatbeständen vor allem der Niederlande ausgehend bestreiten wollen, sicherlich mit Unrecht. Topographische Untersuchungen, wie sie Carl Stephenson<sup>1</sup> mit Erfolg betrieben hat, könnten in der Geschichte des angelsächsischen Städtewesens sicher noch weiter führen, wenn sie in breitem Ausmaße betrieben würden. Schon was man jetzt von den englischen Städten des 10. und 11. Jahrhunderts weiß, ist jedoch wertvoll für die Einschätzung festländischer Verhältnisse, wo die Quellenlage meist sehr viel ungünstiger ist.

A a r a u.

H e k t o r A m m a n n.

---

<sup>1</sup> Borough and Town a study of urban origins in England. Cambridge Mass. 1933.

MICHEL SCZANIECKI, *Essai sur les fiefs-rentes*. Paris, Recueil Sirey, 1946. 184 p. in-8°.

Au X<sup>ème</sup> siècle apparaissent dans divers pays d'Europe, d'abord peut-être dans les Pays-Bas, en France à la fin du XI<sup>ème</sup> siècle, des fiefs qui ne sont pas fondés sur la remise d'une terre, mais sur le paiement d'une rente. Dans la Bibliothèque d'histoire du droit publiée sous les auspices de la Société d'histoire du droit, M. Michel Sczaniecki a consacré une étude d'ensemble à ces fiefs-rentes. C'est le premier essai de synthèse dans ce domaine.

D'autres termes avaient été proposés pour désigner un «fief dont l'objet constitue une rente, assignée sur une source de revenu autre qu'un fonds de terre et dont les arrérages sont réellement payés soit en nature soit en argent par le seigneur du fief», mais l'auteur retient celui de fief-rente comme étant le plus propre. Seule une analyse minutieuse des textes permet de distinguer les fiefs-rentes des rentes assignées sur un fonds de terre et des rentes non inféodées, et la terminologie peu précise des sources laisse souvent planer un doute sur la nature exacte des rentes. Ne faisant état que de textes non équivoques, l'auteur montre que les fiefs-rentes ont été bien plus répandus qu'on ne le croyait généralement, en Angleterre, en France, dans les Pays-Bas, dans les provinces occidentales de l'Allemagne (sous forme de *feodum castrense*) et dans l'Orient latin (fiefs de soudée).

Les fiefs-rentes se sont multipliés au moment où le numéraire commence à affluer dans l'Europe féodale. L'argent se prêtait mal à l'inféodation. Le fief-rente est «une formule, un système permettant de prendre cet argent pour base de relations féodales, de l'immobiliser de telle sorte qu'il puisse constituer pour le suzerain comme pour le vassal une garantie de l'accomplissement des devoirs mutuels». Le premier effet de la richesse monétaire fut de diminuer l'importance et le nombre des fiefs-rentes en nature. L'apogée des fiefs-rentes en argent se situe aux XIII<sup>ème</sup> et XIV<sup>ème</sup> siècles. Dès lors, leur importance décroît, pour disparaître presque au XV<sup>ème</sup> siècle. Beaucoup de fiefs-rentes anciens, qui avaient un caractère provisoire, ont été assignés sur des terres. D'autres, plus nombreux encore, cédés à des établissements religieux, sont tombés en main-morte. Les rentes qui continuent d'être payées ont gardé leur valeur nominale, et la dépréciation progressive de la monnaie les a rendues presque négligeables. Sous forme de «fiefs et aumônes», les derniers fiefs-rentes seront supprimés par la Révolution française. D'autre part, avec le déclin des institutions féodales, les subsides, les pensions et les rentes non inféodées tendent à se substituer aux fiefs-rentes, dont l'armature féodale, qui avait fait leur succès, est devenue superflue.

Mitteis voyait dans les fiefs-rentes (*Rentenlehen*) «non pas une forme secondaire et sans importance du fief, mais un type de fief entièrement nouveau, qui introduit un caractère capitaliste dans la féodalité». M. Sczaniecki ne se rallie pas à cette conclusion. «Le fief-rente», dit-il, «dans son statut juridique constitue seulement une imitation du fief-terre». Dans les fiefs-

rentes, une étude très poussée de leur statut juridique le montre, tous les éléments qui caractérisent le fief-terre se retrouvent: même hommage, qui peut être lige, mêmes conditions d'aliénation, mêmes principes de succession, mêmes droits du suzerain et mêmes devoirs du vassal. L'originalité de son statut juridique n'explique donc pas l'importance du fief-rente. Le rôle de ce fief a-t-il été surtout militaire, comme on le pense généralement? L'auteur le conteste. On ne saurait assimiler le fief-rente à la solde, ni même y voir une forme évoluée du fief-terre, entraînant des obligations différentes, à mi-chemin du service féodal et du service mercenaire. Le fief-rente «imposait au vassal le même genre traditionnel de service auquel l'obligeait autrefois le fief-terre». Pourtant les traités de solde, adaptés à la nouvelle économie monétaire, sont doublés parfois de fiefs-rentes qui «conservent à ces actes, contrairement en eux-mêmes aux principes féodaux, une empreinte féodale».

C'est comme instruments politiques que les fiefs-rentes ont joué un rôle important. M. Sczaniecki met l'accent sur cet aspect du problème. Lorsqu'un seigneur ne peut ou ne veut plus concéder de terres en fief, il peut recourir à la distribution de fiefs-rentes, qui tiendront lieu de libéralités ou de récompenses. A un moment où les seigneurs visent à augmenter le nombre de leurs vassaux liges, les fiefs-rentes ont pu servir à acquérir de nouveaux hommages-liges et à transformer en hommages-liges des hommages plans et des alleux en fiefs, le fief-rente jouant alors le rôle d'augment de fief. Distribués à des arrière-vassaux, les fiefs-rentes ont pu renforcer l'influence du suzerain hors de son propre domaine. Dans les relations internationales enfin, le fief-rente, l'un des ancêtres des pensions, a joué un rôle important, qu'il ait été accordé à des princes étrangers ou concédé aux fonctionnaires influents de leurs cours.

M. Sczaniecki, aujourd'hui secrétaire de rédaction d'une nouvelle revue polonaise d'histoire du droit\*, a préparé son *Essai sur les fiefs-rentes* en France. C'est la France qui occupe le centre de son étude, et plus particulièrement le domaine royal. Mais l'auteur n'a négligé ni les sources anglaises, ni les travaux allemands, et pour la France, sa documentation, extrêmement riche, ne se limite pas aux textes publiés. La rigueur de l'exposé, toujours étayé d'exemples concrets (il faut signaler entre autres les histoires de fiefs-rentes qu'une étude attentive des sources a permis de suivre parfois pendant plusieurs siècles) et l'interprétation prudente des documents rassemblés font de l'ouvrage de M. Sczaniecki, si nuancé dans ses conclusions, une contribution importante à l'étude d'un aspect peu connu de la féodalité.

Prilly.

Charles Roth.

---

\* *Czasopismo Prawno-Historyczne*, Poznań.

*Mélanges d'histoire et de littérature offerts à M. Charles Gilliard à l'occasion de son soixante-cinquième anniversaire.* — F. Rouge, Lausanne 1944, 717 pages, in-8<sup>o</sup>.

Le souvenir de Charles Gilliard est resté vivant dans le cœur de ses amis et de ses anciens élèves; ce maître trop tôt disparu avait su éveiller dans de jeunes intelligences le goût de la science historique, cet ami avait su rassembler autour de lui des fidélités. Le gros recueil de *Mélanges* publié à l'occasion des soixante-cinq ans du professeur vaudois témoigne avec éloquence de cette influence et de ce rayonnement.

Ces *Mélanges* réunissent soixante études littéraires et historiques que précèdent, dressée par M. Ch. Roth, une bibliographie des travaux de Charles Gilliard et, rédigée par MM Louis Junod et Sven Stelling-Michaud, une adresse où les sentiments d'admiration et d'amitié sont exprimés en termes heureux. Des illustrations, des cartes et des reproductions hors-texte ajoutent à l'intérêt de ce monument — dans le double sens de ce terme.

Il n'est pas possible dans l'espace d'un compte-rendu d'analyser chacun de ces articles ni même d'en donner les titres. Mais nous pouvons, par quelques exemples, indiquer l'intérêt général et la valeur scientifique de cet ouvrage collectif.

La philosophie est représentée par M. Arnold Reymond avec des «Brèves remarques sur l'histoire de la philosophie», et la littérature par M. G. Bohnenblust: «Das entscheidende Jahr, ein unbekanntes autobiographisches Werk Spittellers». L'archéologie réunit des noms bien connus dans notre pays. M. Louis Blondel consacre une étude aux châteaux de La Côte; il s'agit des châteaux de Mont-le Grand et Mont-le Vieux. M. Paul Collart publie un texte épigraphique mis au jour par l'effet de l'effondrement du clocher de l'abbaye de Saint-Maurice; ce texte, reconstitué par M. Collart, est une dédicace à Caius César, petit-fils et fils adoptif d'Auguste. Cette dédicace, remarque M. Collart, n'est pas unique en Valais; elle s'ajoute à d'autres, dans la période comprise entre 8 avant et 41 après J. C., et toutes expriment le loyalisme valaisan envers Rome. M. Philippe Meylan étudie l'inscription romaine de Moudon et M. P. L. Pellet donne une note à propos du milliaire d'Entreroche.

L'histoire ancienne n'est pas absente de cet hommage à Ch. Gilliard grâce à MM Robert Fazy, «La prise de l'Aornos par Alexandre le Grand en 326 avant J. C.», Frank Olivier, «Un acte de dévotion à Auguste», Denis van Berchem, «Les colons d'Aventicum».

Le médiéviste trouve aussi sa nourriture avec les études de MM P. E. Martin, Ganshof, Vasella, Mme et M. Stelling-Michaud. M. P. E. Martin étudie les origines de la *civitas* et de l'évêché de Genève. De quand date la cité de Genève? M. Martin critique les propositions de M. G. de Manteyer, pense que le christianisme est apparu à Genève dans la seconde moitié du II<sup>e</sup> siècle et que l'organisation de la communauté chrétienne est redevable à l'évêché de Vienne, sa métropole, et croit, enfin, que le diocèse de Genève,

comme la *civitas*, a été constitué dans la seconde moitié du IV<sup>e</sup> siècle. M. Ganshof, dans un article sur «Une crise dans le règne de Charlemagne», examine les événements politiques et militaires qui, au cours des années 778 et 779, menacèrent gravement l'édifice carolingien; il estime, après M. Fawtier, que l'échec de Charlemagne en Espagne eût pu, sans l'intelligence et la fermeté de celui-ci, conduire à un véritable désastre. Madame et M. Stelling-Michaud sont les auteurs d'un article sur les étudiants vaudois à l'Université de Bologne de 1265 à 1300; cette étude, faite à partir des listes des «nations» et d'actes notariés, montre, sur un espace réduit, le rayonnement considérable de l'Université de Bologne.

Les articles consacrés à l'histoire nationale ou à des sujets d'intérêt régional sont, est-il besoin de le dire, nombreux dans cet hommage à un maître de l'histoire suisse et de l'histoire vaudoise. Relevons seulement, parmi beaucoup de noms, ceux de MM H. Ammann, E. Bach, J. Fleury, D.-L. Galbreath, F. Barbey, L. Kern, H. Meylan, E. Mottaz, G. Bonnard, H. Perrochon, A. Piaget...

Nous souhaitons d'avoir assez dit, par ces quelques notes, pour établir l'intérêt de ce volume de *Mélanges*, monument digne de celui à qui il est consacré.

Genève.

Paul Rousset.

J. U. HUBSCHMIED, *Bezeichnungen von Göttern und Dämonen als Flußnamen*. Verlag Paul Haupt, Bern, 1947. 24 S.

Das Büchlein enthält die schriftliche Fassung der Antrittsrede, die der Verfasser anlässlich seiner Ernennung zum Professor der Universität in Zürich gehalten hat. Es ist wohl kein Zufall, daß Hubschmied gerade dieses Thema wählte. Es liegen nämlich bereits einige kürzere Abhandlungen aus seiner Hand vor, die das Problem behandeln. Da sie aber zerstreut und zum Teil nicht leicht zugänglich sind, freut man sich, sie mit wesentlichen Ergänzungen in einer übersichtlichen, gut lesbaren Zusammenstellung (ohne wissenschaftlichen Apparat) vereinigt zu finden.

Der Verfasser beschränkt sich fast restlos auf Namen keltischer Herkunft und berücksichtigt vor allem das Gebiet der Schweiz. Nach seinen überzeugenden Folgerungen bezieht sich der Name eines Gewässers (oder Berges) in vielen Fällen gar nicht auf das Gewässer (oder den Berg) selbst, sondern auf das göttliche Wesen, das sich die Kelten darin hausend dachten. Besonders sinnfällig ist dies dann, wenn der mehr oder weniger eindeutig bestimmbare Name zum tatsächlichen Aussehen nicht passen will, so wenn z. B. ein ziemlich harmloses Flößchen die «Wütende», oder irgend ein Fluß «die Kuh», «das Schaf» heißt oder wenn z. B. eine (natürlich vom alten keltischen Glauben ausgehende) Lokalsage berichtet, daß in diesem oder jenem

eigentlichen unbedeutenden Bache eine böse Frau hause usw. Dadurch, daß der Verfasser den Flußnamen nicht auf den Fluß, sondern auf die betreffende Gottheit bezieht, lösen sich diese scheinbaren Schwierigkeiten; weiterhin erklärt sich auch die Tatsache, daß ein Gewässer mehrere Namen trägt, auf diese Art der Deutung besser als sonst. Da es sich bei den Götter- oder Dämonenbezeichnungen offensichtlich um Epitheta, meist um Adjektive handelt, ist eine gewisse Vielfalt von vornherein gegeben. Hubschmied nimmt u. a. vier verschiedene Namen für die Reuß an: \*Artia «Bärin», erschlossen aus der romanischen Übersetzung Ursa (Urserental usw.) und aus der alemannischen Übersetzung Bätz («Meister Petz», Bätzberg; \*Rigusia «die Mächtige», das dem heutigen Namen zugrunde liegt, der Rüß gesprochen wird; \*Sila «die Starke», erschlossen aus dem Ortsnamen Silenen und der romanischen Bezeichnung des Reußtales, Val Silauna; \*Londona «die Wütende», wozu die Ortsnamen Lunnern und Lunkhofen Anlaß gaben. Ein Doppelname wie Orbe/Thièle-Zihl ist demnach kein Rätsel mehr, um so weniger, als Hubschmied für beide keltische Namen die Bedeutung «Kuh» zu beweisen sucht. Wesentlich sind die in diesem Zusammenhang namhaft gemachten gallo-lateinischen Inschriften, die den Glauben an tiergestaltige Dämonen, insbesondere auch tiergestaltige Wasserdämonen zeigen.

Der in Ortsnamenfragen unbeschwerte Leser muß sich mit der eigenwilligen Art des Verfassers, die Sprechformen den offiziellen Schreibungen vorzuziehen, einfach abfinden. In Fällen wie «Rotten» (Rhone), «Rüß» (Reuß), geht sie aus leicht erkennbaren Gründen zu weit.

Schaffhausen.

Theodor Knecht.

A. VINCENT, *Que signifient nos noms de lieux?* Collection Nationale, 7<sup>me</sup> série, n<sup>o</sup> 82. Anc. Etabl. J. Lebègue & Co., Bruxelles 1947. 91 S.

Eine Durchsicht dieses Werkleins, das auf knapp hundert Seiten und in äußerst knapper Formulierung über etwa 3000 Siedlungsnamen Belgiens Auskunft gibt, zeigt deutlich, wie nahe verwandt die Probleme der belgischen und schweizerischen Ortsnamenforschung sind. Gemäß ihrer Zugehörigkeit zu zwei Sprachräumen, deren Mittelpunkte und Schwerpunkte außer Landes liegen, gliedern sich die Ortsnamen grundsätzlich in romanische, wallonische und germanische, flämische. Von besonderer Wichtigkeit sind dabei die an der Sprachgrenze liegenden, in der Regel zweisprachigen Namen. Älter als die flämischen und wallonischen Siedlungsnamen, mithin auch ohne Zusammenhang mit der Sprachgrenze ist jenes Namensgut, das aus gallo-römischer oder gar keltischer Zeit stammt. Den bei uns so zahlreichen gallo-römischen Namen vom Typ Bülach, Weiach, Seuzach entsprechen z. B. in Belgien Courtrai (flämisch Kortrijk), Tournai (fl. Doornik), Ciney, Gellik usw. Ebenso sind die belgischen Beveren bzw. Biévène — was die rein kel-

tischen Namen betrifft — mit dem Engadinerdorf Bevers, dem «schweizerischen Sibirien» La Brévine und dem schaffhauserischen Bibern verwandt. Es handelt sich in allen Fällen um denselben (als Biber gedachten) Wasserdämon, der in den Flüssen wirkte, an denen die betreffenden Siedlungen liegen.

Nach der Besprechung der ältesten Namen, die in historischer Reihenfolge (Kelten, Römer, Germanen) geschieht, wechselt der Verfasser die Darstellungsweise. Alle Namen «des Mittelalters» werden nach inhaltlichen Gesichtspunkten aufgeführt, ähnlich wie dies Oettli in seinen «Deutschweizerischen Ortsnamen» getan hat. Vom rein deskriptiven Standpunkt aus schadet das natürlich nichts, wird aber der historischen Entwicklung, wenn diese schon betont wird, nicht durchwegs gerecht. Als eigentlicher Mangel erweist sich das Fehlen eines Namensverzeichnisses. So muß man, um die Erklärung von «Bruxelles» zu finden, 15 bzw. 29 Seiten weit lesen! Der Name der Hauptstadt (fl. Brussel) erweist sich als germanischen Ursprungs; er enthält, wie die urkundliche Form von 966, Bruocsella, zeigt, das Element broek «Sumpfwiese» (bei uns «Bruech») und jenes germanische Wort mit der Bedeutung «Behausung, Siedlung», welches in den Ortsnamen Wallisellen, Brüttisellen, Dagmersellen u. a. steckt. Zum Nutzen seines Buches hat es sich der Verfasser zur Pflicht gemacht, die ältesten urkundlichen Formen der wichtigeren Namen anzugeben.

Schaffhausen.

Theodor Knecht.

WERNER WEISBACH, *Religiöse Reform und mittelalterliche Kunst*. Verlag Benziger & Co. A.G., Einsiedeln-Zürich, 1945. X und 230 S. 48 Bilder auf 17 Tafeln.

Der Verfasser stellte sich die Aufgabe, zu zeigen, in welchem Grade Cluniazenser und Zisterzienser — diese Epoche des frühmittelalterlichen Mönchtums wird von ihm als die Zeit der Reform bezeichnet — die religiöse Kunst beeinflußt haben. Es ist hier nicht der Ort, die eigentlich kunstgeschichtlichen Probleme zu erörtern, denen der Verfasser mit größter Sachkenntnis nachgeht. Das Buch ist für den Historiker vor allem interessant, weil es einen gewichtigen Beitrag zur europäischen Geistesgeschichte darstellt. Das europäische Wirken der Cluniazenser wird in großen Zügen skizziert, wobei auch weniger bekannte Schauplätze wie etwa Spanien berücksichtigt werden.

Die Cluniazenser verschafften vor allem der Skulptur eine neue Betonung und größeren Raum. Dem verstockten und unbußfertigen Menschen sollte die Abscheulichkeit der Sünde bildhaft vor Augen geführt, der Gegensatz zwischen Gott und Welt, Himmel und Hölle immer wieder verdeutlicht werden. Die Auffassung des Verfassers von der allegorischen und sym-

bolischen Bedingtheit der Bildthemen bietet dem Historiker mehr als jene andere, die nur dekoratives Zierwerk sieht, wo die Welt grausiger Dämonen das «tremendum», den Schauer vor Gericht und Strafe, bezweckt.

Der Verfasser zeigt, wie seit Ende des 12. Jahrhunderts die asketische Weltanschauung vom ritterlich-höfischen Weltgefühl abgelöst wird. Die ritterlich-höfische Kultur würdigt die Schönheitswerte des Diesseits. Auf dem Boden der Philosophie erhält diese Auffassung ihre Stütze durch die Betonung der Gottgewolltheit der irdischen Existenz im Sinne des zur Erlösung und zu Gott führenden Weges.

Es war gegeben, daß der Verfasser auf das zweite Allerheiligenmünster von Schaffhausen hinwies als bedeutendstes schweizerisches Beispiel hirsauischen bzw. cluniazensischen Bauens. Leider stützte er sich dabei auf das fehlerhafte und überholte Buch von E. Wuescher-Becchi, *Die Abtei Allerheiligen zu Schaffhausen* (1917). Das Werk von Josef Hecht, *Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebietes* (Basel 1928), hätte nicht nur für Schaffhausen bedeutend mehr geboten, sondern auch noch den Hinweis auf die baugeschichtlichen Beziehungen zwischen Hirsau und Rheinau gebracht (Hecht, S. 336 und Abb. 232).

Im ganzen aber bietet das Buch von Weisbach Einblicke in die mittelalterliche Bilderwelt und in das geistige Wesen dieser Zeit überhaupt, für die die Wissenschaft dem Verfasser zum großen Dank verpflichtet ist. Sorgfältig ausgewählte Abbildungen ergänzen den Text; ein Orts- und Personenverzeichnis und ein ikonographisches Register erleichtern die Benützung.

S c h a f f h a u s e n.

K a r l S c h i b.

OSKAR PFISTER, *Calvins Eingreifen in die Hexer- und Hexenprozesse von Peney 1545 nach seiner Bedeutung für Geschichte und Gegenwart*. 209 S. Artemis-Verlag, Zürich 1947.

Die Riesengestalt Calvins, «des zwar am wenigsten originellen, aber in seiner Gottergriffenheit und Dämonie vielleicht eindrucksmächtigsten Reformators», schreibt der Verfasser des vorliegenden Buches, habe ihm die größten Schwierigkeiten bereitet, und zwar darum, weil sein Charakterbild von den Biographen weitaus am wenigsten zuverlässig herausgearbeitet worden sei. Den einen, besonders Doumergue, sei die Verherrlichung ihres Helden weit wichtiger als die geschichtliche Wahrheit; andere kritische Bearbeiter wiederum wie Galiffe, Kampschulte, Rudolf Stähelin seien vielfach Irrtümern zum Opfer gefallen. Merkwürdigerweise hätten Anhänger und Gegner Calvins die für die Charakteristik Calvins wichtigste und aufschlußreichste Episode, sein Eingreifen in die schwebenden Hexenprozesse von Peney, absichtlich verschwiegen oder so verstümmelt wiedergegeben, daß ihr Sinn verborgen bleiben mußte.

So hat denn dieses Werk zwei Gesichter, ein historisches und ein polemisches, die beide im Untertitel: «Ein kritischer Beitrag zur Charakteristik Calvins und zur gegenwärtigen Calvin-Renaissance» angedeutet sind. Aus alten Genfer Ratsprotokollen schält Pfister zum erstenmal den richtigen Vorgang heraus. Das jeder Gerechtigkeit hohnsprechende mittelalterliche Verfahren wird in allen Einzelheiten durchgesprochen. Der Untersuchungsbeamte war an der Verurteilung finanziell interessiert, da er zum voraus eine Summe bezahlen mußte, die ihm dann aus dem Vermögen des Verurteilten vergütet wurde. Die Fälle bezogen sich auf schwarze (schädliche) und weiße (heilende) Magie. Da bei einem Hexer infolge der Torturen mit dem baldigen Tode zu rechnen war, ließ der Rat von einem windigen Advokaten ein Gutachten machen, auf Grund dessen die Verurteilung erfolgen konnte, um nicht den Vorwurf eines Justizmordes auf sich zu laden! Calvin griff nun in die Verfahren ein, lobte den Rat für die bisher geübte Justiz; da es aber noch viele andere derartige Hexer und Hexen gebe, soll gegen sie vorgegangen und diese so geartete Rasse ausgerottet werden. Calvin verlangt hier, auch in Predigten, unter Bezug auf Moses II 22, 18 «Zauberinnen sollst du nicht leben lassen», deren Tötung, und zwar auch der für Menschen und Tier unschädlichen Hexen. Allein statt einer Massentötung und Massenhinrichtung erlebte Calvin eine Niederlage und starke Einbuße seines Ansehens.

Pfister nimmt die einzelnen Calvin-Biographen aufs Korn, wie sie die Tatsachen verfälscht haben, um Calvin reinzuwaschen, um hierauf die Situation und Gefahr hervorzuheben, die das Eingreifen Calvins für die damalige Zeit hätte bringen können. «Da Genf als das Vorbild einer nach dem Evangelium gelenkten Stadt bewundert wurde, bestund die furchtbare Gefahr, daß Calvins Eingreifen in die Hexerprozesse von Peney eine unabsehbare Zunahme des Sadismus gegenüber allen, auch den sozial unschädlichen Zauberern veranlasse, und zwar für alle calvinistischen Länder. Welche Schädigung des christlichen Geistes, der ja nur in der Verwirklichung des Liebesglaubens (= der Glaubensliebe) Jesu besteht, welche Schädigung der gesamten Kultur dies bedeutet hätte, können wir heute nur mit Schaudern ins Auge fassen». «Die kollektiv-angstneurotische Dogmatik mit ihrer Akzentverlagerung von der Liebe Christi auf Dogma, Sakrament und Kirche mußte... zu Liebeseinbußen, bis fast zum völligen Liebesverlust führen und ein Hervorbrechen der sadomasochistischen Tendenzen, auch der primitivsten Grausamkeit zur Folge haben» (S. 78/79). Calvin gilt auch bei seinen evangelischen Zeitgenossen als besonders grausam, so bei Beza, seinem Nachfolger. Den Versuch, ihn auch von der Grausamkeit an Servet zu entlasten, widerlegt Pfister mit guten Gründen (S. 90 ff.).

Um Calvin gerecht zu werden, versucht Pfister die Ursachen dieses grausamen Verhaltens aufzudecken; er erwähnt seine zu strenge Erziehung, den Anblick der Todesleiden von Glaubensgenossen, Nachstellung und

Todesgefahren und schwere körperliche Leiden, was zusammen mit seiner dogmatischen Starre und seinem Eifern für die «Ehre» Gottes Liebe und Mitleid vollkommen verdrängt habe. Pfister führt diese Verzerrungen des psychischen Lebens Calvins auf dessen Angst vor Teufel und Dämonen zurück, was zwangsneurotischen Charakter verursacht habe, der zu Sadismus und Masochismus führte. So verdiene Calvin Bedauern und Milde, zumal Pfister dessen andere große Charakterzüge nicht in Abrede stellen will. Zu Calvins Gunsten ist ferner anzuführen, daß nicht nur er, sondern auch alle Zeitgenossen, Protestanten und Katholiken, an Hexenwahn litten und daß in allen germanischen Ländern bis weit ins 17., einzeln gar ins 18. Jahrhundert hinein die Scheiterhaufen zu Tausenden aufflammten. Diesen Massenwahn läßt Pfister ganz außer acht: Calvin war ein Kind seiner Zeit. (Man vergleiche etwa Nikolaus Paulus, Hexenwahn und Hexenprozeß. Freiburg i. Br. 1910, und Guido Bader, Die Hexenprozesse in der Schweiz. Affoltern 1945.)

Die zweite Hälfte des Buches (S. 103 ff.) ist eine Auseinandersetzung mit dem Neo-Calvinismus oder der Calvin-Renaissance, wie sie seit zirka 15 Jahren im Gange ist (siehe die Vorträge über das Thema «Was ist zu halten von der Rückkehr zur Theologie der Reformatoren?» von Prof. Dr. Lemaître und Lic. Gottlob Spörri in Actes de la Société Pastorale Suisse, Sept. 1933). Pfister zerstört das idealistische Bild des calvinischen Genf als «Gottesstaat», enthüllt «Religiosität und Theologie Calvins als neurosebedingten Abfall von der Liebe Christi», beleuchtet Kirchengzucht und Ketzerverfolgung Calvins, nicht ohne ironisch zu bemerken, daß die Calvin-Verteidiger im damaligen Genf erbarmungslos verbrannt worden wären! Pfister verfügt über eine große plastische Darstellungsgabe, so wenn er S. 112 schreibt: «Wir erschrecken vor jenen Primitiven und Wilden, die ihre Dörfer mit Menschenschädeln schmückten; in Genf waren damals nicht selten die Tore und besonders auffallende Stellen der Stadt ausgestattet mit den angenagelten Überresten gevierteilter Menschen, die z. T. sehr viel grausamer zu Tode gepeinigt worden waren als die einstigen Besitzer jener ausgestellten Menschenschädel bei wilden Völkerstämmen». (1545 waren in Genf nicht weniger als 30 abgeschnittene Hände von Hexen am Galgen angenagelt!) «So sah es aus in der Stadt des leuchtenden Vorbildes des Protestantismus!» Pfister befürchtet deshalb schwere Gefahren, die «eine Calvins Strenge in Dogmatik, Ethik und Kirchentum erneuernde oder auch sich ihr nur annähernde Renaissance» in sich birgt (S. 119).

Zum Schluß wiederholt Pfister nochmals sein großes Anliegen: Was uns nottut, ist nicht eine Umkehr zu Calvin und der von ihm souverän geschaffenen Orthodoxie, sondern: Hin zur ursprünglichen heroischen Liebe Jesu Christi als dem einzigen Heil der Menschen!

HUGO SCHNEIDER, *Beiträge zur Geschichte der zürcherischen Bewaffnung im 16. Jahrhundert.* 105 S. Verlag Schulthess & Co., Zürich.

Vorliegende wertvolle Dissertation ist auf Anregung des großen Freundes und Kenners der Waffenkunde, Dr. E. A. Gessler, als Dissertation bei Herrn Prof. Leonhard von Muralt entstanden.

Die Schrift verzichtet darauf, über das wohlabgegrenzte Gebiet der Bewaffnung hinauszugehen und etwa auch den Anteil der Zürcher an den Schlachten und Kriegszügen des 16. Jahrhunderts zu schildern.

Nach einem einleitenden Kapitel «Die Wehrhaftigkeit Zürichs», in der wohl zu Recht auf die relativ schlechte Organisation des zürcherischen und gesamteidgenössischen Kriegswesens und auf die hohe Bedeutung des Trainings in Friedenszeiten für die militärische Ertüchtigung der Jugend hingewiesen wird, folgt eine genaue Beschreibung der Bewaffnung: I. Trutzwaffen (Griff-, Schlag-, Stangenwaffen, II. Schutzwaffen (Harnisch, Panzerhemd usw.), III. Fernwaffen (Bogen, Armbrust), IV. Pulverwaffen (Pulvergeschütze, Handpulverwaffen, Faustpulverwaffen). Aussehen, Gebrauch, Herkunft und Unterhalt der Waffen erfahren eine systematische Darstellung (oft auf Grund der Sammlungen des Landesmuseums). In dieser eingehenden Beschreibung liegt sicherlich ein Nutzen der Arbeit; wobei manchmal Neuland erschlossen wird (z. B. S. 67: Nachweis der Meistermarke der Gießfamilie Füssli auf einer Feldschlange auf zweirädriger Lafette in Stein am Rhein).

Wie die übrigen Eidgenossen legte Zürich viel Wert auf eine gute Artillerie (umso mehr, als die Kavallerie mit wenig Ausnahmen kaum vorhanden war). Neben Basel und Bern marschierte Zürich an der Spitze: aus dem Zeughausrodel von 1575 erhellt, daß der Geschützpark 170 schwere und leichtere Geschütze umfaßte (obwohl im zweiten Kappelerkrieg ein bedeutender Teil verloren wurde und daher wieder ersetzt werden mußte). Der Herkunft nach entstammten die Geschütze z. T. aus der Beute des Burgunder- und Schwabenkrieges; zustatten kam aber Zürich vor allem, daß es in der Füssli'schen Gießerei eine gute «Waffenschmiede» besaß, die zwischen 1525 und 1553 — also mitten in der Zeit größter Spannungen — allein für die Stadt 162 «Stücke» und Haken im Gewicht von fast 463 Zentnern goß.

Die kenntnisreiche Studie wird ergänzt durch drei Tabellen: die Verteilung der Geschütze auf Türmen und Bollwerken 1575; die Beschreibung der nach Gemeinden der innern Vogteien geordneten Waffenfähigen und ihrer Ausrüstung; sowie dem erwähnten Zeughausrodel von 1575 unter möglichster Hinzufügung des oft schwer zu bestimmenden Geschützgewichtes.

Bei der Literaturzusammenstellung mag man etwas erstaunt sein; die Schrift von R. Wegeli: «Die Bedeutung der schweiz. Bilderchroniken für die historische Waffenkunde» (Jahresbericht Bern. Hist. Museums 1915/16)

nicht erwähnt zu finden, obwohl die übrigen Wegeli'schen Arbeiten zitiert sind. Der prägnante Stil weist leider auch einige Wiederholungen auf.

W ä d e n s w i l.

E d u a r d F u e t e r.

PAUL KÄLIN, *Die Aufklärung in Uri, Schwyz und Unterwalden im 18. Jahrhundert*. 178 S. Buchdruckerei Emil Steiner, Schwyz 1945.

Unter den Geistesbewegungen Europas nimmt die Aufklärung einen der wichtigsten Plätze ein. Trotzdem ist sie im Vergleich etwa zur Scholastik, Renaissance und zum Humanismus noch wenig erforscht; vor allem die Tiefenwirkung und die Art der Ausbreitung bedürfen noch intensiven Studiums.

In der Breitenwirkung mangeln außer soziologischen Untersuchungen vor allem diejenigen über die Ausprägung auf der Landschaft. Die Erkenntnis der letztern ist umso wichtiger, als die Aufklärung wie jede Geistesbewegung (im Gegensatz etwa zu religiösen Kräften) städtischen Ursprungs ist.

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich daher aus guten Gründen mit dem ländlichen katholischen innerschweizerischen Gebiet außerhalb der Klöster und stellt mit Recht fest, daß die Aufklärung einen speziellen Charakter trug. Alle für Geisteszentren charakteristischen Auseinandersetzungen wie Cartesianismus, Kopernikanismus, neues Menschen- und Völkerrecht usf. mangeln. Der wissenschaftlichen Aufklärung und der durch die Fortschritte der exakten Naturforschung erzeugte Optimismus fehlen alle Grundlagen. Es gab daher wenig gelehrte oder philosophische Köpfe. Dafür darf sich die Innerschweiz wohl ihrer Künstler rühmen: Johann Karl Hedlinger, der Medailleur aus Schwyz, der Maler Felix Maria Diogg aus Urseren, der Bildhauer Josef Anton Christen von Wolfenschießen usf. So eng sie zeitlich mit der Aufklärung verbunden sind, so führte es die Art ihres Berufes natürlich mit sich, daß sie zu den geistigen Auseinandersetzungen der Zeit nur in beschränktem Maße Stellung nahmen.

Zusammenfassend ergibt sich, daß die Aufklärung in die Innerschweiz ganz von außen hereingetragen wurde, vor allem als Folge der noch heute bekannten Gastfreundschaft für Gelehrte und Geistliche (vornehmlich aus Zürich, Luzern und Basel), sowie durch die auswärtigen Bildungsanstalten, an die die jungen Geistlichen der Urkantone wanderten (Collegium Helveticum in Mailand, Jesuitenschule in Luzern, Universitäten von Rom, Dillingen, Paris, Besançon und Wien). Die Aufklärung wurde also einerseits durch protestantische Eidgenossen, andererseits in Form der katholischen Aufklärung (Josefinismus usf.) vermittelt. Die Originallektüre, die durch städtische Freunde beschafft wurde — wodurch man die Zensur umging —, war weder häufig noch tiefgründig. Man verwarf die neue Bewe-

gung daher leicht in Bausch und Bogen (mit seltenen Ausnahmen) und sah in ihr, die jenseits des Atlantik einen gewaltigen Kontinent eroberte, nur die schlimmsten Auswüchse und revolutionären Gefahren (S. 45 ff.). Jeder tiefergehenden Wirkung waren zudem Grenzen gezogen durch die Tatsachen, daß man auf streng kirchlichem Boden bleiben wollte und mußte, und auch den Staat, der seine Aufsicht nachdrücklich walten lassen konnte, nicht herausfordern durfte. Trotzdem waren die praktischen Wirkungen beträchtlich.

Wie in der protestantischen und teilweise der städtischen katholischen Eidgenossenschaft die Aufklärung aus dem Widerspiel von freiem Humanismus und Orthodoxie einen kraftvollen wissenschaftlichen Auftrieb erzeugte, so in der katholischen Innerschweiz einen vaterländischen, pädagogischen und zu vorsichtiger Toleranz neigenden Charakter. Dabei blieb aber das Mißtrauen erhalten. (Die «Helvetische Gesellschaft» z. B. schien bereits übers Ziel hinauszuschießen; unter Vorwänden entzogen sich die geladenen Innerschweizer den Zusammenkünften. Als Pendant zur Schinznacher Gesellschaft wurde dafür die «Helvetische Concordia-Gesellschaft» 1768 gegründet, die aber noch barocken Geist atmete und über die der Autor schreibt: «Die Concordia zog in ihren Gesetzen . . . einen scharfen Trennungsstrich zwischen sich und ihrer ,ältern Schwester‘» (S. 58 f.).

Eine wirkliche Blüte trieb der Einfluß der Aufklärung im tieferen vaterländischen Interesse und Studium. Aus der traditionsgebundenen Vaterlandsliebe der Urschweiz erzeugte die Aufklärung mit neuen Zielen und Idealen verbunden «den aufgeklärten, nutzbringenden Patrioten», dem es allmählich gelingen sollte, auch die konfessionelle Toleranz zu befördern. Ansätze dazu in mannigfacher Form zeigen sich zunehmend: etwa in der Aufnahme der Füssli'schen Erdbeschreibung, die geschätzt wurde, obwohl sie sich in harten Worten über gewisse Kultusmißbräuche erging. Unter ihrem Einfluß atmeten fortan auch die Schulbücher einen freieren Geist, und die «göttliche Einweihung der einsiedlischen Gnadenkapelle» wurde zu einem ähnlichen Problem wie die «Verbalinspiration» ein Jahrhundert zuvor in den protestantischen Landen. Die Freundschaften mit Auswärtigen und Andersgläubigen wurden häufiger und manchmal sehr echt (wie z. B. diejenige des Pfarrers Ringold mit dem zürcherischen Geistlichen J. J. Hess). Im Gegensatz zu der Mehrheit der übrigen eidgenössischen Stände erfolgte der allgemeine Durchbruch der Aufklärung aber erst während der «Helvetik»; dannzumal mit allen politischen Mißbräuchen, aber auch dem Heldenmut der Innerschweizer.

Entgegen dem Titel bezieht sich die Schrift in erster Linie auf die spätere Aufklärung, etwa von 1760 an (wobei aber wohl zu bedenken ist, daß in allen hauptsächlich ländlichen Gebieten nicht nur Stil-, sondern auch Kulturverspätungen auftreten. Immerhin wird damit darauf verzichtet, auf die früheren und oft interessanten Beziehungen, wie z. B. Johann Jakob Scheichzers zur Innerschweiz, einzugehen.) Das Quellenmaterial stammt in erster Linie aus kantonalen, Familien- und Stiftsarchiven, bzw. -bibliothe-

ken (Einsiedeln und Engelberg). So sehr man grundsätzlich jede Beschränkung begrüßen wird, so hat diese Dissertation doch die Literatúrauswahl zu eng gezogen; so sei nur erwähnt, daß z. B. Rudolf Wolfs Biographien zur Kulturgeschichte fehlen (von vielem andern nicht zu reden!). Ebenso mangelt eine eigene Beschäftigung mit den Aufklärungsschriften, wie sie für eine solche Darstellung unentbehrlich sein sollte.

Trotzdem wird man diese unter Prof. Vasella in Freiburg entstandene Arbeit im Sinne einer liebevollen und fleißigen Heimatstudie, die manche interessanten Einblicke erlaubt, gerne zur Hand nehmen.

W ä d e n s w i l.

E d u a r d F u e t e r.

MAX BÄCHLIN, *Das Unterstützungswesen der Helvetik*. Staatliche und private Maßnahmen zur Linderung der Kriegsnot. Band 19 der Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft. Basel 1945. 212 S.

Max Bächlin behandelt in dieser Arbeit die staatlichen und privaten Maßnahmen zur Linderung der Kriegsnot. Das reguläre Armenwesen wird nicht berücksichtigt, obschon ein Hinweis darüber wertvoll gewesen wäre, ob es wenigstens teilweise in der bisherigen Weise weitergeführt oder ob es ganz von der Zentralregierung übernommen wurde. Bis zur Helvetik unterstand das Armenwesen in den protestantischen Kantonen dem Staate und auch die Unterstützungsmaßnahmen wurden durch die von ihm beauftragten Stellen durchgeführt; in den katholischen Orten dagegen befaßten sich die Kirche, Klöster und Bruderschaften mit der Hilfe für die notleidende Bevölkerung.

Im Gesamtwerk der Helvetik spielte das Unterstützungswesen keine sehr bedeutende Rolle; denn «es wurde darin kein entscheidender Grundsatz der Revolution verwirklicht». Da aber durch die Kriegseignisse ein großer Teil der Bevölkerung in schwere Not geraten war, stellte die Regierung ein Programm zur Hilfeleistung auf, das die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Richtlinien der Helvetik zur Geltung und die Entwicklung zum zentralistisch geleiteten Wohlfahrtsstaat bringen sollte.

Frühere Kriege, Seuchen und Mißernten hatten nie das ganze Land in solchem Maße heimgesucht, wie es während der Helvetik durch Krieg und Besetzung, Brand und Zerstörung der Fall war. Die Aufgaben, die sich dadurch für die helvetischen Behörden ergaben, waren enorm. Dennoch stellte die Regierung nicht nur Pläne auf zur Linderung der momentanen Notlage, sondern sie suchte die Lebensbedingungen der Bevölkerung überhaupt, besonders in den Berggegenden, zu verbessern.

Bächlin legt mit Recht das Hauptgewicht seiner Untersuchung auf die Darstellung dieser interessanten und zum Teil ihrer Zeit weit voraus-eilenden Projekte, von denen allerdings nur ein kleiner Teil verwirklicht.

wurde. Manche der in denselben enthaltenen Ideen waren schon von den führenden Männern der Aufklärung, zumeist im Schoße der verschiedenen ökonomischen Gesellschaften, propagiert worden.

Durch eine Reihe von Maßnahmen suchte der Innenminister Albrecht Rengger, dem das Unterstützungswesen unterstand, die landwirtschaftliche Produktion sicherzustellen, so durch Saatgutvermittlung, Einführung des Getreidebaues in Berggegenden, Brennverbot für Getreide, Kartoffeln und Obst und vor allem durch Verbesserung der landwirtschaftlichen Betriebsmethoden. Ein wesentliches Ziel war auch die Erhaltung des Viehbestandes. Beim Wiederaufbau der zerstörten Häuser, den die Regierung durch Geldunterstützungen und Abgabe von Baumaterialien zu fördern trachtete, schlug sie neue Konstruktionen von Häusern und Scheunen vor und stellte baupolizeiliche Vorschriften auf, die auch der Ästhetik Rechnung trugen.

Ganz besonders wichtig waren die Maßnahmen, welche die schon früher bestehende und durch den Krieg verschärfte Arbeitslosigkeit zu bekämpfen suchten. Während verschiedene Anregungen zur Schaffung von Industrien in Bergtälern, zum Bau von Straßen etc. bloße Vorschläge blieben, kam der Unterstützung der helvetischen Behörden zur Errichtung der ersten mechanischen Spinnerei in St. Gallen, die allerdings von privater Initiative ausging, entscheidende Bedeutung zu.

Der Plan Heinrich Zschokkes zur Bildung von Arbeitskompagnien für Arbeitslose wurde nicht weiter verfolgt, da er den helvetischen Ideen von der persönlichen Freiheit zuwiderlief. In ähnlicher Weise hatte die Stadt Zürich zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in erfolgloser Weise versucht, Arbeitslose und Bettler im sog. Schellenwerk nutzbringend zu beschäftigen.

Der Durchführung dieses großangelegten sozialen Programmes stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. So war vor allem seine Finanzierung nicht möglich; denn dem helvetischen Einheitsstaat standen trotz der ganz neuartigen und viel Widerspruch erregenden Erhebung einer Unterstützungssteuer nur bescheidene Mittel zur Verfügung. Als in den protestantischen Kantonen nach der Reformation der Staat die Sorge für die Armen übernahm, sicherte er sich in den beschlagnahmten Kirchengütern die Mittel dafür. Bächlin erwähnt nur beiläufig die Aufhebung der Armengüter, ohne die Frage zu berühren, weshalb diese zum Teil recht beträchtlichen Güter nicht zur Finanzierung der Unterstützungsmaßnahmen herangezogen wurden.

Durch staatliche und private Sammlungen, deren Durchführung und Ergebnisse Bächlin eingehend schildert, suchte man weitere Mittel zur Hilfe zu beschaffen. Dennoch konnte auch die notwendigste Hilfe nur geleistet werden dank der Mitwirkung der privaten Fürsorge, so z. B. bei der Versorgung von Kindern aus den vom Krieg am meisten betroffenen Gegenden in verschonte Gebiete, bei der Austeilung der Rumfordschen Suppe etc. Der in der Eidgenossenschaft von jeher rege Geist der Hilfsbereitschaft wandte sich nun statt fremden Glaubensflüchtlingen den eigenen in Not geratenen

Landsleuten zu. In den Jahren 1799 und 1800 wurden eine Reihe von Hilfsgesellschaften gegründet, die zum Teil mit der Regierung zusammen arbeiteten, zum Teil aber ihre volle Selbständigkeit wahrten. Sie leisteten wertvolle Arbeit und gingen hie und da auch neue Wege, z. B. in der Arbeitsbeschaffung.

In seiner Untersuchung geht Bächlin immer wieder den treibenden Kräften und den der Helvetik zugrunde liegenden Ideen nach, so daß diese gut dokumentierte Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der Helvetik bildet.

Winterthur.

Alice Denzler.

HANS ULRICH RENTSCH, *Bismarck im Urteil der schweizerischen Presse 1862—1898*. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1945. 336 Seiten.  
(Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 20.)

Die Geschichte von Irrtümern und Mißverständnissen zu schreiben, erfordert viel Selbstüberwindung. Doch bietet eine solche Arbeit auch besonderen Reiz. Denn die Bedingungen, die etwa bei der Beurteilung fremder Persönlichkeiten und Ereignisse früher zu Mißgriffen führten, liegen zu meist in der Natur des Betrachters, und nicht in der des Objekts. Eine kritische Untersuchung früherer Fehltritte wirft so ein bemerkenswertes Licht auf die eigene Gegenwart, besonders dann, wenn das betrachtende Subjekt nicht ein rasch vergängliches Individuum, sondern eine Größe ist, die während Generationen historisch wirksam und greifbar bleibt. Ist «die schweizerische Presse» eine solche Größe? Die Frage fällt weitgehend zusammen mit jener, ob die Presse irgendeines Landes die «öffentliche Meinung» darstelle. Herr Rentsch geht auf dieses ebenso alte wie schwierige Problem zwar ein, vermag aber naturgemäß im Rahmen seiner Einleitung keine überzeugende oder gar endgültige Lösung zu bieten. Im weiteren Verlauf seiner Arbeit neigt der Verfasser wohl allzusehr zur stillschweigenden Annahme, daß sich «Presse» und «öffentliche Meinung» decken. In einem Staatswesen, das sich selbst als demokratisch begreift, bewegt sich diese Kongruenz allerdings im weiten Raum zwischen politischem Ideal und propagandistischer Behauptung. Jedenfalls ist sie für ein derart konstruiertes Staatswesen von so enormer theoretischer Wichtigkeit, daß schon das Postulat zum Ereignis wird. Von der praktischen Verwirklichung pflegt man dann weniger zu sprechen. Wir glauben aber ebenfalls — und stimmen damit Herrn Rentsch zu —, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schweizerische Presse und schweizerische öffentliche Meinung sich weitgehend gedeckt haben. Diese Erkenntnis eröffnet aber weit fatalere Perspektiven, als wenn man zum gegenteiligen Schluß hätte kommen können. Denn das Material, das Herr Rentsch in seiner Arbeit vor uns ausbreitet

— übrigens in beinahe erdrückender Fülle —, erweist sich fast durchwegs als Frucht des Mißverständnisses, des Nicht-Begreifen-Wollens und wohl auch des Nichtkönnens, als unerfreuliches Produkt einer schweizerischen Selbstüberheblichkeit, die der entsprechenden reichsdeutschen um nichts nachsteht. Herr Rentsch gibt sich, seinem Grundkonzept entsprechend, redlich Mühe, aus all dem einige Grundpositionen schweizerischer Gesinnung herauszuschälen. Daß ihm das im Positiven gelingt, stellt seinem Spürsinn ein schönes Zeugnis aus. Auf die Hervorhebung der negativen Ergebnisse verzichtete der Verfasser im allgemeinen. Sie drängen sich dem Leser ja auch von selbst und vor allem auf. Es scheint uns, daß Herr Rentsch gelegentlich selbst ein unfreiwilliges Opfer des helvetischen Phrasenschwalls jener Jahre geworden ist, etwa wenn er schreibt: «Für den Frieden hat der Schweizer sich von jeher eingesetzt und jede Gewalttat und alle Machtpolitik verabscheut» (S. 88). Dieser Satz könnte heute zwar in jeder Tageszeitung stehen, gewinnt aber dadurch nicht an Wahrheitsgehalt. (Dasselbe gilt für die S. 288 angeführte schweizerische «Neigung zu objektiver und leidenschaftsloser Betrachtung»!) Doch entsteigt der Verfasser den trüben Fluten immer wieder und weiß auch vom «starren Doktrinarismus» und vom «kleinstaatlichen Ressentiment» der schweizerischen Haltung gegenüber Bismarck zu berichten (S. 169, 257). Der Verfasser hätte allerdings den letztern Punkt noch viel stärker hervortreten lassen können, ohne in den Verdacht zu geraten, allzu gläubig mit Keyserlingscher Elle zu messen.

Das Buch von Herrn Rentsch hat Hintergründe, von denen der Verfasser selbst nicht spricht. Umso beredter spricht das Material, das er in gründlicher und zuverlässiger Arbeit zusammengetragen hat, von gewissen Konstanten, die das Verhältnis des deutschschweizerischen Volkes zum Deutschtum des Reiches kennzeichnen. Hierin, scheint es uns, liegt die das engere Thema überschreitende Bedeutung des Buches. Der Verfasser selbst will sie zwar darin sehen, daß er den Versuch macht, «eine spezifisch schweizerische Grundhaltung gegenüber dem Bismarckschen Reiche» zu entdecken, oder, noch gewagter, «die Mentalität einer kleinen europäischen Demokratie gegenüber einem autoritären Machtstaate» darzustellen. Das riecht schon stark nach ausländischen Rezepten, nur mit umgekehrtem Vorzeichen, was die Sache von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus keineswegs zu einer bessern macht. Erfreulicherweise hat Herr Rentsch solchen Modeströmungen im Verlauf der Arbeit relativ wenig nachgegeben, so daß wir in seinem Buch zu einem wichtigen Kapitel der schweizerisch-deutschen Beziehungen nicht nur ein materialreiches, sondern auch ein brauchbares Hilfsmittel besitzen.

STANISLAS LIEBEREK, *Les Polonais au Pays de Vaud*. 1 vol., 125 p. in 8°. 4 hors-texte. Préface d'Alexandre Cingria. Edité par la Société Polonaise, Lausanne, 1942.

M. Stanislas Lieberék, auteur déjà de *L'amitié Polono-Suisse au cours des siècles*, s'est attaché à rassembler dans ce nouvel ouvrage les renseignements sur la question épars dans des travaux divers d'historiens suisses et polonais (qu'il énumère dans une bibliographie très détaillée) en y ajoutant quelques détails inédits. Son but déclaré est de mettre en lumière les affinités qui existent entre «... une âme romande, une âme vaudoise» et «la latinité profonde de cette nation pourtant slave qu'est la nation polonaise».

Ce propos se justifiait d'autant mieux qu'à l'époque où a été publié ce livre (1942), les événements conféraient au problème dont il traite un regain d'actualité.

M. Lieberék n'a pas cherché, semble-t-il, à faire œuvre d'historien politique, d'historien de la diplomatie, de statisticien ou d'ethnographe. Son sujet ne fournissait d'ailleurs pas la matière d'une étude fouillée et précise. Il aborde la question d'un point de vue essentiellement humain et les faits qu'il cite dans la première partie de son ouvrage ne tendent qu'à rappeler les liens qui existèrent dès le Moyen-Age entre la Pologne et le Pays de Vaud. Toute la fin de l'œuvre exalte la sympathie profonde et agissante dont les Vaudois, avec tous les Suisse romands, témoignèrent à l'égard des exilés d'une nation que des tyrannies successives ont contrainte, depuis un siècle et demi, à une dispersion sans cesse recommencée.

Très opportunément, l'auteur rappelle comment les arts, les lettres, la pensée et l'économie romande bénéficièrent des précieux apports d'un Mickiewicz, d'un Sienkiewicz, d'un Paderewski, d'un Patek et de bien d'autres parmi lesquels, en dernier lieu, les professeurs Liebmann Hersch et Edward Cros.

G e n è v e.

F r é d é r i c D i t t s h e i m.

EDUARD WECKERLE, *Hermann Greulich, ein Sohn des Volkes*. 374 Seiten. Verlag der Büchergilde Gutenberg, Zürich 1947.

Wir sind in die Zeit gekommen, wo das Phänomen des Sozialismus immer häufiger zum Gegenstand geschichtlicher Untersuchungen gemacht wird. Zu den wichtigeren Werken über Partei, Gewerkschaften und ideengeschichtliche Zusammenhänge (von Farner, Gridazzi, Heeb und Schenker) und über einige Pioniere des Sozialismus wie Bürkli, Galeer und andere, gesellt sich nun diese neue Biographie über den Vater des schweizerischen Sozialismus. Unter den genannten Arbeiten hat es wenige, die wissenschaftliches Niveau erreicht haben, teils weil sie von Politikern stammen, teils

weil sie von Verfassern geschrieben worden sind, die den Stoff nicht zu meistern verstanden. Im ganzen gesehen genügt also dieser Zweig der schweizerischen Historiographie nicht den Ansprüchen, die wissenschaftliche Forschung stellen muß. Gespannt nähert sich der Historiker darum dem neuen Werk. Man ist umso neugieriger, als die Biographie dieses bedeutenden Mannes, der tief auf das schweizerische Geschehen eingewirkt hat, zugleich eine Darstellung der gesamtschweizerischen Arbeiterbewegung ist. Wird Weckerle, der nicht Historiker, sondern politischer Publizist ist — aus seiner Feder stammen verschiedene Arbeiten über die schweizerischen Gewerkschaften — unsere Erwartungen erfüllen können, wird es einem sozialistisch orientierten Denker gelingen, die Einzelpersönlichkeit in ihren geistigen Zusammenhängen richtig zu sehen, wird er den heikel darzustellenden Kampf zwischen Sozialismus und Bürgertum gerecht beurteilen können?

Das vorliegende Werk vermittelt ein glänzendes Bild dieses sicherlich großen und überdurchschnittlich begabten politischen Führers. Es bringt uns mit verschiedensten Mitteln die Wahrheit eines Lebens nahe, das uns als Ganzes tief beeindruckt. In seiner Darstellung folgt Weckerle zunächst dem Lebensablauf in chronologischer Pünktlichkeit. Er schildert Greulichs Jugend in einem frommen, kleinbürgerlichen Familienkreis, seine Lösung von der kirchlichen Tradition, seine Handwerksjahre, seine Heirat und seine erste politische Tätigkeit unter Bürklis Einfluß in Zürich. Sodann erfahren wir von den bitteren Lehrjahren des eine zürcherische und dann eine schweizerische Arbeiterorganisation aufbauenden Gewerkschaftsführers und Publizisten (Greulich war von 1870—80 Redaktor der in Zürich erscheinenden «Tagwacht»). 1880 wurde er infolge Parteizwistigkeiten von der Redaktion entfernt und mußte sich nun sein Leben als Kaffeeröster im Konsumverein kümmerlich verdienen, bis er 1885 Kantonsstatistiker und 1887 erster schweizerischer Arbeitersekretär wurde. Von nun an verliert die Darstellung den chronologischen Charakter. Weckerle breitet Greulichs Lebenswerk in einer Folge von Kapiteln vor uns aus, deren jedes einen besonderen Gegenstand aus Greulichs Tätigkeitsbereich zum Thema hat. So spricht er nacheinander von seinen Funktionen als Gewerkschaftsführer und als Parlamentarier, von seinen statistischen Arbeiten, von den Auslandsreisen, von seinen Bestrebungen bei der Schaffung einer Krankenversicherung und der Frauenemanzipation; er schildert sein Leben im Familienkreise und unter Freunden und umreißt schließlich Greulichs sozialistische Weltanschauung. Die letzten Kapitel behandeln, dem chronologischen Prinzip folgend, die bewegten Jahre zwischen 1915 und 1925. Wohl bietet ein dermaßen im Spektrum verschiedenster Lebens- und Sachbezirke gebrochenes Lebensbild eine reizvolle und anregende Buntheit. Doch verliert die Biographie darob Straffheit und Fülle. Dies ist umso bedauerlicher, als ja Weckerle versucht hat, Greulichs Leben in den Strom des allgemeinen europäischen und schweizerischen Geschehens einzuordnen. Er führt die

Greulichs Entwicklung bestimmenden geschichtlichen Ereignisse bis 1885 gründlich aus, bricht dann aber plötzlich ab und läßt die wenig bekannten sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen 1886 und 1912 in einem gewissen Dunkel. Aber auch die zum Generalstreik führenden Umstände und die Probleme der ersten Nachkriegsjahre sind zu wenig eingehend erörtert.

Was für Erkenntnisse bietet uns nun Weckerles Greulich-Biographie? Weckerle erweitert das Greulichbild, wie wir es in Gridazzis bedeutender Arbeit «Die Entwicklung der sozialistischen Ideen in der Schweiz» schon besitzen. Gridazzi richtet das Gerüst von Greulichs Gedankenwelt auf und weist darauf hin, daß er in erster Linie Agitator und politischer Erzieher gewesen sei. Weckerle versucht nun, diesen Rohbau zum geschlossenen Gebäude zu erweitern, indem er auch auf Greulichs politische und berufliche Tätigkeit eingeht. Er läßt Greulich in Zitaten und Ausschnitten aus Reden, Vorträgen und autobiographischen Schriften häufig zu Worte kommen. Ein Vergleich zwischen beiden Werken zeigt, daß Weckerle Gridazzis Ansichten über Greulichs geistige Entwicklung nicht wesentlich erweitert, sondern nur bereichert und belebt, mit Selbstzeugnissen reich illustriert hat. Was er über Greulichs statistische Arbeiten und über seine parlamentarische Laufbahn berichtet, stellt einen fragmentarischen, teilweise willkürlich zusammengefügt, keineswegs genügend durchgearbeiteten Überblick dar. Mit seiner Methode befriedigt er also in erster Linie den Laienleser, dem er das menschlich anregende Bild einer uns sympathisch berührenden Persönlichkeit schenkt, einer Persönlichkeit, deren Wirken uns innerlich so nahe berührt, daß wir sie unwillkürlich lieb gewinnen. Weckerle vermittelt uns das Reizvolle und Anziehende, dem Greulich seine Wirkungskraft und Popularität verdankte, jenes Ausstrahlen einer gütig hoffnungsvollen Geisteskraft, dem seine Umwelt im Ehrentitel «Papa Greulich» Ausdruck gegeben hat.

Kommt die Objektivität in Weckerles Buch zu ihrem Recht? Sofern die Persönlichkeit Greulichs erfaßt werden sollte, können wir die Frage bejahen. Wir möchten höchstens aussetzen, daß Greulichs Beziehungen zu den politischen Mitarbeitern in Kanton und Bund zu wenig erforscht worden sind. Ferner scheint uns der Verfasser oft allzu umfangreiche Quellen (z. B. Kongreßreden, Zeitungsartikel in extenso) anzuführen, so daß die Biographie stellenweise den Charakter einer Darstellung mit dem eines Quellenbuches vertauscht. Für die geschichtliche Beurteilung des Sozialismus ist die Greulichbiographie deshalb besonders wertvoll, weil Weckerle den Beweis geleistet hat, daß der Vater des schweizerischen Sozialismus trotz seiner deutschen Abstammung ein in Lauterkeit für das Wohl des gesamten Schweizervolkes besorgter Politiker gewesen ist, und daß er in manchen Dingen schweizerischer gedacht hat als viele alteingesessene Schweizer anderer Lager. Das Buch kann in dieser Hinsicht eine erzieherische Wirkung ausüben, wenn es zu Greulichs selbstlosem Vaterlandsdienst hinführt. Be-

denklich stimmen diejenigen Teile des Buches, in denen Weckerle den schweizerischen und europäischen Geschichtsablauf schildert. Neben versehentlichen Schnitzern — so etwa die Februarrevolution von 1848 sei eine reine Arbeiterrevolution, oder die demokratische Bewegung im Kanton Zürich von 1867/68 sei die erste derartige Umwälzung in der Schweiz gewesen, das Referendum sei zum ersten Male in Zürich eingeführt worden — stehen politisch bedingte arge Verzeichnungen: Bismarcks Diplomatie wird als Falschspielertum gekennzeichnet, er habe mit brutalsten Unterdrückungsmethoden regiert. Offenbar von Greulichs zeitbedingter Ansicht unterstützt, wird die Beurteilung «Reaktionär» wahllos verwendet, das Proletariaterelend als schreienderes Elend denn die Sklaverei eingeschätzt. Es kann dem Verfasser auf diese Weise passieren, daß er gewisse geschichtliche Ereignisse vollkommen verkehrt darstellt. Als Beispiel sei die Darstellung des Basler Streiks von 1868 erwähnt. Weckerle schreibt, der Streik sei darauf zurückzuführen, daß die Basler Seidenherren nicht geduldet hätten, daß ihre Arbeiter sich der Internationalen anschließen, sie hätten die Wahl eines Sozialisten in den Großen Rat als Herausforderung betrachtet, der Internationalen den Todesstoß versetzen wollen etc. Ein Vergleich mit Paul Burckhardts ausgezeichnete Basler Geschichte ergibt, daß neben dieser Gewerkschaftsfrage als ebenso brennendes Problem der Erlaß eines Fabrikgesetzes die Gemüter bewegte, daß die konservative Regierung das Fabrikgesetz gegen den Willen der Herren durchsetzte, daß sie den Herren gebot, die Mitglieder der Internationalen wieder in die Betriebe aufzunehmen.

Das Buch ist anschaulich und gut geschrieben. Es enthält eine schöne Anzahl Bilder, einen Anhang mit verschiedenen Reden, Zeitungsaufsätzen und Gedichten Greulichs und ein Verzeichnis seiner Schriften. Im Ganzen hinterläßt es einen positiven Eindruck.

Basel.

Erich Gruner.

J. F. ROUILLER, *Un problème centenaire: La construction des chemins de fer de la région genevoise et leur raccordement*. Genève, Editions des Feuilletts Universitaires, 1947, 262 p. in-8°, 16 planches hors texte, 8 cartes en couleurs.

Cet ouvrage est tout d'abord l'exposé historique de ce problème effectivement «centenaire», car toujours à l'état de problème non encore résolu aujourd'hui, hélas!, exposé de ce que furent les constructions des voies d'accès à Genève, puis des études d'élaboration du réseau genevois, classées chronologiquement, nombreuses et variées, modifiées au cours des décades, puis reprises dans leur essence primitive, officielles ou privées, tantôt abandonnées et tantôt retrouvées, suivant les hommes d'Etat, et, aussi, suivant

le caprice du peuple, études pas encore achevées, malgré le premier pas d'exécution du raccordement, études à faire encore, à cause de l'espoir de leur réalisation prochaine.

Mr. F. Rouillier expose et le problème et ses solutions, celui-là au triple point de vue historique, géographique et économique, celles-ci dans le temps passé et dans le temps actuel, en historien, chiffres en main, pour prouver les nécessités de le résoudre, pour montrer aussi que Genève a toujours lutté pour cette cause, et pour démontrer encore que ce qui fut construit ne le fut pas toujours suivant les données les plus justes; il nous dit, en homme que les affaires ferroviaires passionnent, ce que fut l'histoire des chemins de fer genevois dans leur ensemble et dans leurs détails, comment ils furent construits, sur quelles bases économiques et politiques, et il appuie son texte, simple, concis, sur les sources auxquelles il a puisé. Cet ouvrage éclaire l'histoire économique de Genève, basée sur le développement de ses voies ferrées. Et c'est là un des grands mérites du travail de Mr. Rouillier. Grâce à lui on se rend compte du fait que le problème ferroviaire genevois aurait dû être résolu en fonction de la création des grandes artères internationales, et que Genève a hélas! laissé passer sa chance, pas toujours par sa faute, mais par l'absence d'interventions efficaces des «puissances» ferroviaires et politiques suisses et étrangères.

A elle seule, l'histoire du raccordement est là pour prouver justement que Genève n'a pas eu cette chance de devenir le point de jonction et de croisement des grandes voies ferrées Nord-Sud et Est-Ouest, malgré que sa situation géographique le permettait et le voulait; s'il n'a pas été construit plus tôt, ce fameux raccordement, c'est parce que de ces grandes artères une seule existait, l'autre n'étant restée qu'à l'état embryonnaire, inachevée.

Mr. Rouillier cite tous les projets qui ont vu le jour, et il y en eut, expose leur valeur à l'époque, dit pourquoi ils furent abandonnés, les luttes qu'ils suscitèrent, et explique que si certains magistrats et grands citoyens genevois ont vu clair en les préconisant, d'autres hommes d'Etat ne se montrèrent pas à la hauteur des événements; le temps a prouvé qu'il eut mieux valu écouter les premiers et les suivre que de voir si souvent leur travail méconnu, rejeté par les Conseils ou par le peuple.

Mais la partie la plus passionnante de l'œuvre de Mr. Rouillier en est sa «conclusion générale», parce que là l'auteur tire de l'exposé des faits «ce que nous enseigne l'histoire»; il y donne, dans un raccourci parfait, en phrases lapidaires, des conclusions nettes; je ne citerai que celle-ci: «le raccordement ferroviaire genevois: une longue suite d'erreurs, d'occasions manquées» ou celle-là, en parlant de la ligne de ceinture ferroviaire construite extérieurement au canton de Genève: «un véritable défi jeté à notre développement ferroviaire et économique»; il dit aussi que la politique ferroviaire fut un «échec» et en donne les conséquences économiques. Et là encore des chiffres éloquents appuient ses conclusions.

Heureusement que chez Mr. Rouiller l'historien et le critique sont doublés d'un constructeur, car, ne se contenant pas de dire le mal qui fut fait, l'auteur apporte les remèdes et donne les «perspectives d'avenir»: il faut que ce raccordement, dont l'exécution jusqu'à La Praille est en voie d'achèvement, ne reste pas un cul-de-sac, mais devienne un réel raccordement, puis, surtout, le point de départ des grandes relations ferroviaires directes avec la France et l'Italie, au Nord comme au Sud, relations si longtemps désirées, dont l'absence a eu de si fâcheux effets sur le développement de Genève et qu'il est temps de réaliser. Mr. Rouiller en trace les grandes lignes, les construit par la pensée, et c'est là un autre mérite de son œuvre.

Fribourg.

Théodore de Weck.

PAUL-LOUIS PELET, *Le Canal d'Entreroches, Histoire d'une idée*. Lausanne 1946, F. Rouge et Cie. S.A. In-8°, 384 p., 33 fig., 12 pl. hors-texte.

On sait le grand rôle joué par la navigation fluviale dans toutes les contrées où elle était praticable, jusqu'à l'apparition des chemins de fer. Cet aspect de l'histoire économique a pourtant suscité jusqu'ici peu de travaux dans notre propre pays.

Une grande lacune a été comblée par la thèse que M. Paul-Louis Pelet vient de présenter, l'an passé, à la Faculté des Lettres de l'Université de Lausanne, sur l'histoire du canal d'Entreroches.

A vrai dire, l'auteur ne s'est pas contenté d'étudier les destinées de l'entreprise elle-même sous le seul aspect de la technique et dans le cadre de l'économie locale. Il a d'ailleurs — et c'est déjà beaucoup — rempli cette tâche avec précision et intelligence. Mais, servi par d'abondantes lectures, il a fait mieux encore: retracer «l'histoire d'une idée», celle de la liaison fluviale de la Mer du Nord à la Méditerranée, depuis la préhistoire des Argonautes jusqu'aux projets actuels du canal Rhône-Rhin.

Le canal d'Entreroches n'est qu'une étape de cette histoire. Un curieux contraste la domine, entre le rôle très local et très modeste joué par cette voie inachevée au meilleur moment de son exploitation et l'ampleur première des projets hollandais, qui visaient, au début de XVII<sup>ème</sup> siècle, à neutraliser l'hostilité anglaise et espagnole dans l'Atlantique, espagnole et maure, dans la Méditerranée occidentale, par l'aménagement d'une ligne de communication continentale, directe et sûre, avec les cantons réformés de la Suisse et les centres commerciaux d'Italie et du Proche-Orient. Les statistiques, tirées par M. Pelet des comptes d'exploitation du canal, bien que fragmentaires, le montrent fort clairement.

Une autre constatation est digne d'intérêt: le milieu social auquel appartiennent le fondateur et les premiers actionnaires de l'entreprise. Ce sont tous des gentilshommes de la cour du Prince d'Orange, diplomates et offi-

ciers, ou des patriciens bernois et genevois, soldats et magistrats. Parmi tous ces propriétaires fonciers, un seul marchand, Jean Turretini, enrichi par le commerce des soieries à Lyon, Genève, Anvers, Francfort, Bâle et Zurich. Habitues à voir grand, bien renseignés sur le train des choses par leurs occupations d'état et leurs relations innombrables, ils manquaient cependant d'expérience, semble-t-il, sinon dans les affaires (un officier mercenaire, véritable entrepreneur, et un propriétaire foncier en Hollande et à Berne devaient être gens avisés), du moins dans une certaine sorte d'affaires, où le calcul des prix de revient est d'une capitale importance. D'où leurs déboires, que leurs descendants furent bien incapables de réparer.

On ne peut exprimer ici les réflexions diverses que suggère presque chaque chapitre de cette copieuse étude. L'auteur y déploie des dons de perspicacité et de souplesse, une méthode solide et un humour agréable, qui font bien augurer de ses travaux futurs. La liste exacte des sources, une ample bibliographie, un index analytique, un index des noms et de nombreux croquis de situation, vues photographiques et graphiques divers, contribuent d'autre part à faire de son ouvrage un utile instrument de travail et de références.

Lausanne.

Georges Rapp.